

«Kleine Gesten können Imperien zu Fall bringen»

Die Künstlerin Maria Loboda über ihre grandiose Arbeit «Havoc in the Heavenly Kingdom» in der Kunsthalle Basel



Antikisierende Pracht. Drei Triumphbögen, ein grüner Aschenbecher und Fotos von kostbaren Herrenschuhen im Matsch. Fotos Philipp Hänger



Idioten beim Schach. Gipsfragmente.



Ekel und Eleganz. Aschenbecher aus «Rebecca».

Von Christoph Heim

BaZ: Maria Loboda, warum machen Sie Kunst?

Maria Loboda: Es ist meine Art zu verstehen, wie das Leben funktioniert. Für mich als Künstlerin ist nichts da draussen in Stein gemeisselt. Alles ist dazu da, benutzt zu werden. Das gilt für Formen, Musik, Stein, Textilien, Geschichten, zwischenmenschliche Beziehungen, eigentlich alles kann Kunst werden.

Wann haben Sie gemerkt, dass Kunst etwas ist für Sie?

Meine Brüder haben damals, als wir noch in Krakau wohnten, alle Kunst studiert. Kunst gehörte gewissermassen zu unserer Familie, war etwas, das alle um mich herum machten. Ich habe schon als Kind viele Geschichten geschrieben. Für mich war das nie etwas Exotisches, sondern gehörte zu den normalen Äusserungsformen eines Menschen.

Haben Sie selbst auch in Krakau studiert?

Nein, unsere Familie ist 1989 aus Polen nach Deutschland umgezogen. Ich war damals zehn Jahre alt. Ich ging dann in Würzburg zur Schule und habe an der Städelschule in Frankfurt Kunst studiert. An dieser Schule konnte ich diejenige sein, die ich immer schon war. Sie ist antiautoritär, sehr offen, sehr frei, sehr mit der Kunstwelt verbunden.

Eine gute Erfahrung?

Eine fantastische Erfahrung. Die Städelschule hat mich tatsächlich unglaublich geformt. Ich kam an die Schule mit wahnsinnig pompösen Ideen und habe dann Kollegen kennen und schätzen gelernt, die unglaublich klar und diszipliniert denken konnten. Diese Disziplin im Denken wollte ich mir auch aneignen. Ich stoppte dann meine Kunstausbildung und habe ein Jahr lang sehr viel gelesen. Damals habe ich mich in die zeitgenössische Kunst hineingelesen.

Verstehen Sie sich als Malerin, Bildhauerin oder einfach Künstlerin? Was trifft am ehesten zu?

Am ehesten vielleicht als Bildhauerin. Die Sprache ist allerdings auch sehr wichtig für mich. Ich verstehe mich als Geschichtenerzählerin und konnte an der Städelschule eine Formensprache für mich erfinden, die zu mir passte. Ich bin ja handwerklich überhaupt nicht begabt. Aber diese Schule erlaubte mir und vielen meiner Mitschüler, konzeptionell zu arbeiten.

Arbeiten Sie denn mit Handwerkern zusammen?

Ich bin angewiesen auf sie! Meinen Sie, ich hätte die Tore in meiner Basler Ausstellung selbst gebaut? Das haben Spezialisten gemacht!

Und die Fotos?

Die wurden von einem Fotografen geschossen. Aber ich war dabei, als er sie gemacht hat. Ich unterhalte mich lang mit meinen Mitarbeitern, erzähle ihnen, was ich brauche, was ich suche. Ich hoffe immer, dass sie meine Geschichten so interessant finden, dass sie mir ihr handwerkliches Können leihen. Für die Aura des Ganzen, für das Konzept der Ausstellung bin ich aber ganz alleine verantwortlich. Ich lasse nur die Einzelteile von Spezialisten herstellen.



Sphinx oder Cassandra? Maria Loboda in der Basler Ausstellung.

Geschieht die Entwicklung Ihrer Kunstkonzepte dialogisch oder machen Sie das allein?

Ich bin Einzelgängerin. Ich denke darüber nach, ich schreibe, ich zeichne, ich fotografiere auch. Im Moment, wo das Wort Fleisch (lacht) werden soll, brauche ich aber Hilfe.

Sie haben gesagt, Kunst sei eine Möglichkeit für Sie, die Welt zu verändern, einzugreifen. Wollen Sie die Welt denn verbessern?

Nein, das wäre fürchterlich langweilig. Ich war früher eine Anarchistin, wurde aber in der Ausbildung an der Kunstschule zu einer sehr disziplinierten und verantwortungsvollen Person. Aber wer bin ich denn schon, den Leuten mit dem Zeigefinger zu sagen, dass es so oder so läuft und diese oder jene Politik gut ist! Meine Kommentare sind nichts weiter als ein Vorschlag. Ich spiele ein Spiel. Mache einen Zug und freue mich darüber, wenn das Gegenüber einen Gegenzug macht. Dass ich in meinen Arbeiten nicht alles offenbare, ist ein Zeichen des Respekts dem Betrachter gegenüber.

Ist Kunst politisch?

Jede Kunst ist politisch, aber das soll niemals offensichtlich sein.

Inwiefern ist denn Ihre Arbeit «Havoc» in der Kunsthalle politisch?

Es geht um Macht, um Konflikte, die innerhalb eines Menschen passieren. Es geht nicht um Trump oder Brexit. Ich versuche, mit dieser Ausstellung eine Ordnung zu finden für etwas, das sehr chaotisch war. Es geht auch um Menschen, die ich kenne, um Beziehungen, die ich hatte, um Geschichten, die ich las. Es ist sehr viel Persönliches in dieser Ausstellung, was ich niemals offenbaren würde, weil es zu intim ist.

Arbeiten Sie meist ortsspezifisch?

Ich mache durchaus auch Kunst, die man kaufen kann. Aber wenn ich zu einer Ausstellung wie in der Kunsthalle Basel eingeladen werde, ist das ein bisschen, wie Haute Couture zu entwerfen. Ich wusste, dass ich hier in die grosse Dimension gehen konnte, was ja eher selten vorkommt.

Ihre Arbeit in der Kunsthalle lebt stark von den Proportionen der einzelnen Teile zueinander.

Es ist wunderbar, mit Proportionen zu arbeiten. In Vilnius, wo ich vor Basel eine Ausstellung hatte, konnte ich eine riesige Halle bespielen. Wer in der einen Ecke stand, konnte die kleinen Objekte am anderen Ende gar nicht mehr sehen. Ich habe übrigens schon in Vilnius grosse Tore gebaut und dann gedacht, dass sie sehr gut nach Basel passen würden. Ich brauchte ja ein Centerpiece für die Basler Ausstellung.

Das klingt sehr klassisch.

Ich bin fasziniert von Architektur, von klassischen Proportionen, vom Goldenen Schnitt. Ich brauche diese klare Form, um dann Unruhe hineinzubringen. Der Raum in der Kunsthalle ist ja sehr klassisch. Meine Kunst ist eine Geste gegenüber dieser Halle.

«Wir gehen dem Weltuntergang entgegen, aber mit erhobenem Haupt.»

Ich arbeite ja nicht in einem Atelier oder einem Studio. Seit Jahren bin ich permanent auf Reisen, von Ausstellung zu Ausstellung gewissermassen. Natürlich habe ich mir monatelang genau überlegt, was in diesen Basler Raum hineinkommt, die Formen und die Titel der Arbeiten. Aber gewisse Sachen liegen in the Hands of the Gods. Ich habe mich sehr gefreut, dass sich dann alles so gut gefügt hat.

Auf einem Absatz des ersten Torbogens steht ein Aschenbecher. Was hat es damit auf sich?

Ich sah diesen Aschenbecher in «Rebecca», einem Film von Hitchcock. Hitchcock ist ja ein brillanter Bildhauer. Sein Aschenbecher mit Hautcreme drin, in den eine Darstellerin ihre Zigarette steckt, das ist doch genial. Da kann eine einzige Geste den ganzen Charakter einer verrückten, vulgären, unangenehmen Frau beschreiben. In meiner Ausstellung ist der Aschenbecher ein Readymade,

das gleichzeitig barbarisch und elegant ist.

Es relativiert auch die Triumphbögen?

Ja, genau. Es sind die kleinen Gesten, die das Grosse brechen. Es sind diese kleinen Gesten, die ganze Imperien zu Fall bringen. Das System korrodiert gewissermassen von innen.

Auch die Fotos mit den Herrenschuhen im Matsch und der Molotowcocktail auf einem der Bögen gehören zu diesen kleinen Gesten des Zerstörens?

Ja, auch wenn man alles hat, wird man immer wieder gestört. Die Zeiten der Ruhe sind vorbei. Es ist kein erhobener Zeigefinger von mir, der darauf hinweist, ich bin einfach im höchsten Masse verwundert.

Sind Sie eine Cassandra?

Manche nennen mich eine Sphinx, manche ein schwarzes Loch.

Aber es ist doch ein bisschen eine Weltuntergangsarbeit, was wir da in Basel sehen?

Ein bisschen schon. Aber sehr elegant. Wir gehen dem Untergang entgegen mit erhobenem Haupt. So wird der Untergang auch zu einem Sieg.

Sie nennen Ihre Arbeit ja «Havoc». Was ist denn das für ein Wort?

Der ganze Titel lautet «Verwüstung im Himmelreich» und kommt aus der chinesischen Mythologie. Sun Wukong, der Affenkönig, wird im Himmel nur geduldet, um besser kontrolliert zu werden. Er schafft dort allerdings nur Verwüstung. Für mich ist das eine passende Allegorie auf unsere gegenwärtige Situation.

Bis 14. Mai. Maria Loboda: «Havoc in the Heavenly Kingdom», Kunsthalle Basel.

Eine Bombe hält die Welt in Atem

Maria Lobodas Inszenierung «Havoc In The Heavenly Kingdom»

Von Christoph Heim

Basel. Hinreissend, wie die polnisch-deutsche Künstlerin Maria Loboda den Oberlichtsaal der Kunsthalle mit wenigen, aber präzise gesetzten Objekten in einen künstlerischen Resonanzraum verwandelt. Meisterhaft, wie sie mit der klassizistischen Architektur spielt. Dem Besucher legt sie ganz wörtlich den Teppich aus, um ihn in ihr temporäres «Heiligtum» zu geleiten. Ein Sisalläufer liegt auf der herrschaftlichen Treppe, die hinauf ins Obergeschoss der Kunsthalle führt. Da steht der Gipsabguss einer Säule mit einem seltsamen Schwanz.

Wer den Oberlichtsaal betritt, durchschreitet drei gigantische Tore, die vom Tempelkomplex in Karnak inspiriert sind. Sie sind in hellgrünen

Farben bemalt, die an chinesische Seladon-Keramik erinnern. An den Wänden zeigen sechs grossformatige Fotografien Hosenbeine und Schuhe vornehmer Herren, die offenbar auch durch Sumpfwaten, um zum Ziel zu kommen. Im hinteren kleineren Raum erinnern Gipsfragmente an einen ägyptischen Papyrus, der einen Löwen und ein Huf-tier bei einem Brettspiel zeigen. Das Ganze wird abgerundet mit einer Säule, die mit einem Seidenschal und einem metallenen Kragen geschmückt ist.

Die Inszenierung ist voller historischer und mythologischer Anspielungen. Das reicht von der griechischen Skulptur eines jungen Satyrs, der fast ganz verschwunden ist, würde da nicht noch sein Schwanz aus der Säule herauswachsen, bis zu den Fragmenten

einer ägyptischen Brettspielszene, die als Satire auf menschliches Verhalten verstanden werden kann.

Wer die Titel der einzelnen Objekte liest, aus der die Inszenierung besteht, erahnt den geistigen Reichtum, auf dem diese kluge, anregende und augenzwinkernde Kunst basiert: Da lesen wir über den Teppich «Trample Your Atavistic Ennui Into This Sisal Rug» oder über die schwarze Sonne in einer Ecke des Saales «Raw Material Coming From Heaven» oder über die Fotoserie verdreckter Herrenschuhe «The Evolution Of Kings». Und dass auf einem der Tore ein Molotowcocktail thront, hätte Hitchcock, den Master of Suspense, von dem sich die Künstlerin den gleichermassen ekligen wie eleganten Aschenbecher ausgeliehen hat, bestimmt gefreut.